

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr über diesen Preis. Es ist nämlich mein erster. Mal im Ernst, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie was gewonnen. Nicht mal einen Trostpreis fürs Sackhüpfen beim Kindergeburtstag. Und jetzt sowas: Hölderlin Förderpreis beim ersten Buch. Für mich bedeutet das große Freude, für Sie, verehrte Zuhörer, dass das, was Sie jetzt hören, auch meine erste Dankesrede ist. Sie müssen also live miterleben, wie ich das Rad für mich neu erfinde.

Ich fange mal bei Hölderlin an. Mit der Entschiedenheit eines Mittzwanzigers, der den Deutschen sein Romandebüt – und am besten noch die gesamte Weltliteratur und wie sie gelesen werden will –, schreibt er in der Vorrede des *Hyperions*: „Wer bloß an einer Pflanze riecht, kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht. Die Auflösung der Dissonanzen [...] ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.“

Ich bin Hölderlin dafür sehr dankbar. Das hat folgenden Grund: Ich werde immer wieder gefragt, ob mein Debüt jetzt „E“ also „ernste Literatur“ oder aber „U“ – also die verpönte „Unterhaltung“ – ist. Manchmal auch recht vorwurfsvoll: Dein Buch ist ja an Stellen komisch! Anfangs hat mich diese Frage verwundert. Das liegt zum Teil daran, dass ich englische Literatur studiert habe und darin promoviere, und dass ich den größten Teil meines Erwachsenenlebens in England gelebt habe. Ich habe also meine schriftstellerischen Lehrjahre in England verbracht und da ist diese E-U-Trennung schlicht unüblich. Im Gegenteil, es scheint ein unausgesprochener Glaubensgrundsatz der englischen Literatur, dass Unterhaltsamkeit immer auch Tiefe und Dunkelheit hat und braucht – wir feiern das als englischen Humor. Ebenso verankert scheint mir in der englischen Literatur, dass es die Kunst des Autors ist, gerade bei ernsten Themen den Leser immer auch zu unterhalten. Hamlet besteht zu gleichen Teilen aus: Sein, Nichtsein und Genitalhumor.

Meine Resistenz gegen die deutsche E-U-Spaltung mit meinem Wahl-Englischtum zu erklären, funktioniert zwar irgendwie, aber es gefällt mir nicht. Zum einen, weil ich dann so furchtbar programmatisch werden muss und dafür finde ich mich eigentlich zu jung. Zum anderen, weil ich nicht sagen will, dass mein Buch und mein Schreiben kein Deutsches wäre. Bei aller englischen Prägung und Neigung, fühle ich mich der deutschen Literaturtradition verbunden. Könnte ich meine Tradition wählen, wählte ich nicht die englische. Aber, ich wählte auch nicht die deutsche. Wenn ich wähle, dann wähle ich Denglisch, oder Germenglisch. Was mir das beste beider Welten erscheint.

Und darum freue ich mich, dass ich dank Hölderlin nicht nach England schweifen muss, sondern in Deutschland bleiben kann. Sie fragen mich nach E oder U? Wie sagte schon Hölderlin: „Die Auflösung der Dissonanzen [...] ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust“. Und wer mit Hölderlin antwortet, hat immer einen guten Einwand gegen den Vorwurf der bloßen Unterhaltsamkeit.

In meinem Buch geht es nicht nur stilistisch um die Auflösung der Dissonanzen. Es geht um das Aufeinandertreffen von Welten, die unterschiedlich sind, und sich doch in ihren Disharmonien ergänzen. Meine Ich-Erzählerin, Thene, die ich nach Pallas Athene benannt habe (auch für das "Griecheln" kann mir Hölderlin wundervoll als Ausrede dienen), muss im Laufe des Buches ihren Platz zwischen und in den Welten finden. Da ist an erster Stelle die Welt der Normalen, der glücklichen Durchschnittsmenschen, der Spießbürger, und auf der anderen: die Welt der Bekloppten. Der dysfunktionalen Meschuggenen. Dann ist da die Welt der Atheisten und die der Orthodoxen. Da sind England und Deutschland – die auch vor dem Brexit schon zwei Welten waren. Und da ist für Thene die Welt, die sie wählt, die sie nach ihren Vorstellungen für sich entwirft und die Welt, in die sie, um es in den Worten des Hölderlin-besessenen Heidegger zu sagen, "geworfen" ist.

Diese Geworfenheit ist, für mich, das Thema meines Debüts. Egal, wie viel Selbstbestimmung wir für uns in Anspruch nehmen, wie sehr wir uns emanzipieren: wir werden geboren und wir sterben. Und beides suchen wir uns nicht aus. Und beides bestimmt unser Leben so viel mehr als jede Entscheidung, über der wir wochenlang wachliegen. Wir zerbrechen uns den Kopf über Studien-, Berufs- oder Partnerwahl und dabei bestimmt keine dieser Entscheidungen so sehr unser Leben wie die Frage, in welchem Land wir geboren werden, mit welcher Staatsangehörigkeit, welcher Hautfarbe, welchem Geschlecht, in welcher sozioökonomischen Schicht und mit welchen genetischen Vorbelastungen. Oder, ob uns vielleicht schon morgen ein Lastwagenfahrer erwischt. Wieder Hölderlin im *Hyperion*: „Wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schicksal so entgegenreift, wenn auch das Göttliche sich demütigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen teilen!“

Bei Thene klingt das ein wenig prosaischer, aber der Gedanke ist der gleiche, denn wenn sie mit ihrer Familie kämpft, dann kämpft sie eigentlich nur damit, dass sie sich die Familie eben nicht aussuchen konnte. Dass diese Familie ihr Tag für Tag die Grenzen ihrer Willensfreiheit und die Macht von Schicksal oder Zufall aufzeigt, und sie daran erinnert, dass die wichtigsten Entscheidungen ihres Lebens leider vor ihrer Geburt und ohne ihr Einverständnis getroffen wurden.

Dass Geworfenheit das heimliche Thema meines Debütromans ist, ist kein Zufall, sondern liegt in der ganz autobiografischen Natur der Sache. Denn wer, wie ich, ohne Vertrag, ohne Verlag, ohne Agent und ohne Ahnung, zumindest vom deutschen Buchmarkt, einen Roman schreibt, der muss das voller Angst vor der eigenen Geworfenheit tun. Oder mit gesunder Hybris. Am besten abwechselnd. Ungefähr so: "Das klappt doch nie. Ich bin einfach kein „Schriftsteller“ ... obwohl ich ja schon Deutschlands Antwort auf Shakespeare bin. Das wird sowieso das beste Buch aller Zeiten. Schade nur, dass ich's nie schreiben werde. Ich kann sowieso nicht schreiben. Aber ein Genie bin ich doch. Nur leider vollkommen talentfrei."

Ich lebe jetzt seit nunmehr drei Jahren mit Thene zwischen den Welten. Nicht nur zwischen Angst und Selbstüberschätzung. Sondern eben zwischen der Welt, in der ich noch recht frischer Literaturwissenschaftler bin, und der Welt, in der ich „Literat“ sein könnte. Ich hoffe, Sie hören die Ungläubigkeit in meiner Stimme.

Wenn man sich eine neue Welt erschließen will, dann geht das selten allein. Ohne Spock findet James Kirk gar nichts und James Cook, der Entdecker, braucht einen Georg Forster. Darum möchte ich zuerst meinem persönlichen Forster, meinem Vater, danken. Papa, ich weiß, die Metapher ist nicht ganz sauber, aber besser kann ich die vielen Dienste, die dein Universalgenie meinem Buch geleistet hat, nicht ausdrücken.

Ebenso möchte ich mich bei meinem Verleger, Wolfgang Hörner, bedanken, der wie Kerberos am Eingang zur Welt der Literatur stand und sagte: Komm doch rein, wir haben Kuchen! Ohne Wolfgangs Vertrauen und Rat wäre ich heute nicht hier und das wäre schade, denn ich bin sehr gerne hier. Genauso grundsätzlich ist der Dank, den ich den Matriarchinnen meiner Familie schulde, die mir die Willenskraft, das Selbstvertrauen und die Chuzpe vorgelebt haben, ohne die ich diese Reise niemals auch nur begonnen hätte. Bevor ich gefühlsduselig werde: ich danke der wichtigsten Frau in meinem Leben, meiner Lektorin, Esther Kormann. Ebenso knapp: M'Colleague, danke, dass du das tollste Autorenleben mit mir entwirfst.

Kein Mensch interessiert sich für den zweiten Schritt auf dem Mond. Bei jeder Weltreise ist der erste Schritt der entscheidende. Deswegen bedanke ich mich aus vollen Stücken und mit größter Freude für diesen wundervollen Preis, auch weil es ja der erste ist. Was jetzt noch kommt, ist eigentlich egal. Ich bedanke mich bei der Stadt Bad Homburg und ihren Vertretern, dem Oberbürgermeister und der Jury. Und besonders bei Alf Mentzer, der mir jetzt schon zum wiederholten Mal recht glaubhaft versichert, dass sich die Dissonanzen auflösen und dass ich, geworfen und gewünscht, in dieser Welt angekommen bin. Danke.